

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 157.

Dienstag, den 28. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

„Ich werde ihn dir bringen,“ wiederholte Moira leise. Nun aber brachen sich Tris' wahre Empfindungen doch Bahn.

„Er wird nie mehr kommen und wenn auch, wie kann ich ihm entgegentreten? Was ist das für eine Liebe, die einem in der äußersten Not verläßt? Es ist lieb und gut von dir, Mutter, aber wozu das alles? Es kann nie mehr so werden, wie er war.“

„Wenn es sich um Freundschaft handelte, ja, aber, mein törichtes, kleines Mädchen, die Liebe steht außerhalb aller Gesetze der Logik. Du liebst ihn, damit ist alles gesagt; alle anderen Argumente sind machtlos, sie scheinen nur überzeugend, so lange du hier allein liegst und er weit weg ist; wenn er aber jetzt hereinträte und dir in die Augen sähe, so würden sie verschwinden wie die Nebel vor der Sonne.“

Blas und ungerührt lag Tris da; sie wollte sich nicht überzeugen lassen.

„Er muß eine Strafe haben,“ sagte sie leise. „Du siehst doch, was ich seinerwegen leiden muß.“

Lady Bellingham schickte sich an zu gehen. Diese zarte Seele war zu bitter enttäuscht worden und konnte sich nur langsam von dem Schlage erholen. Das Blut ihrer Ahnen machte seine Rechte geltend, dachte Moira mit liebendem Stolz, hoffte aber immer noch auf der Liebe Allgewalt, obwohl ihr ihre Mission aussichtsloser als je schien.

Und dies deprimierende Gefühl vertiefte sich, als sie am nächsten Morgen in Paris ankam, zu jener frühen Stunde, in welcher die Lebenskraft ebbt, Seele und Körper ermattet sind und jedes Streben dem Mißerfolg preisgegeben zu sein scheint. Wie sollte sie sich diesem stolzen Mann nahen und ihn befehlen? Sie zweifelte an ihrer Ueberredungskunst, sie zweifelte an allem und jedem, sogar an der Unwiderruflichkeit und Stärke ihres eigenen Entschlusses.

Die Adresse, Rue de Cressy 11, war ihr einziger Anhaltspunkt. Bittere Enttäuschung harter ihrer dort. Die verschlafene Hausmeisterin, die ihr öffnete, sagte ihr, daß Se. Durchlaucht abgereist seien. Moira war also vergeblich nach Paris gekommen.

„Haben Sie denn seine Adresse nicht?“ sagte Moira ungeduldig, das Zögern der Frau bemerkend.

„Nein,“ sagte die Hausmeisterin, „ich wußte sie noch vor kurzem. Der Kammerdiener Seiner Durchlaucht hatte sie mir mitgeteilt, aber jetzt fällt sie mir um keinen Preis ein. Niemand, wie ungeschicklich!“

In ihrer Verzweiflung drückte Moira der Frau ein Geldstück in die Hand, die sich gierig öffnete und siehe da, schon begann der Geist klarer zu werden. Vielleicht fände sich die Adresse unter den Papieren Sr. Durchlaucht, ob die Dame nicht vielleicht hinkommen und sich selbst überzeugen wolle?

Trotz ihrer Enttäuschung und Sorge mußte Moira über die schon sprichwörtlich gewordene Ungeniertheit lachen, mit der diese Pariser Autokraten über das Eigentum ihres Mieters verfügen. Sie willigte ein und folgte ihrer

(Nachdruck verboten.)

geschwätigen Führerin in die schönen Zimmer im ersten Stock, wo Steinburgs Junggesellenquartier war.

Die Junge der Frau war nun geistig und sie sprach von ihrem Mieter in Ausdrücken ungeschminktesten Lobes. „Ah, er gehörte zu den Zukünftigen, monsieur le prince.“ Sie, die Hausmeisterin hatte wohl in den Zeitungen von seiner Eclairat gelesen, aber sie konnte es kaum glauben; denn er hatte all seine Junggesellenwohnhäuser wieder aufgenommen. Und sie nickte und zwinkerte mit den Augen auf eine Weise, die Moira ganz unerträglich dünkte.

„Oh und so spät, oder vielmehr erst in früher Morgenstunde kommt er nach Hause, denn Monsieur macht die Nacht zum Tage. Wah, was liegt einem so reichen Herrn an der Zeit, für ihn sind alle Stunden goldene Glückstunden.“

Sie waren inzwischen in den Zimmern angelangt und schauten sich um. Moira konnte nicht die geringsten Spuren hastigen Einrückens entdecken, alles war in schönster Ordnung, nirgends ein Stückchen Papier, auch nicht der leiseste Anhaltspunkt war zu finden. Doch halt, was lag da auf dem Boden? Moira bückte sich mit erneuter Hoffnung, um sofort voll Schrecken zusammenzudenken, als sie sah, was es war. Was sie für zwei Fehlen Papier gehalten hatte, war Tris' Photographie, zerrissen und achlos zu Boden geworfen.

Dies Bild war ein stummer und doch so beredter Zeuge von der Verachtung und grausamen Kälte jenes Mannes, den aufzusuchen Moiras Aufgabe war. Schmerzerfüllt und entmutigt blickte sie auf die zwei Stücke in ihrer Hand, bis ihr auffiel, wie neugierig die schwarzen Augen der Französin sie anstarrten.

„Welch reizendes Bild! Und es so zu behandeln? Wenn die Liebe einmal geschwunden, dann bleibt nur noch Gleichgültigkeit zurück.“

Dieser Gedanke war auch Moira gekommen. Wie, wenn die Frau wahr spräche? Wenn sein Born nur eine Maske für seine Gleichgültigkeit wäre? Langsam legte sie das Bild auf den Tisch; auch so, trotz seiner Zerstörung, war es lieblich, die schön geschweiften Lippen schienen zu lächeln. Mit wehem Lächeln, voll bitterer Enttäuschung wandte sich Moira ab.

Und nun entdeckte sie auf einmal das, weswegen sie heraufgekommen war. Sie begriff gar nicht, daß sie es nicht sofort gesehen hatte; ihr gegenüber auf dem Kaminsims lag ein Kuvert und auf demselben stand in großer, kühner Schrift die Adresse: Hotel de Ville, Dieppe.

Also dochhin war er gegangen, in jenes frivolle aller Seebäder, in das lustige, elegante, kleine Dieppe?! Wahrlich er nahm die Dinge leicht, während Tris zwischen Leben und Tod schwebte.

Moiras Züge wurden kalt und hart, während sie die Adresse notierte und dann der Frau für ihre Hilfe dankte. Als sie wieder auf die belebte Straße trat, war ihr Blau schon gefaßt. In ihrem Hotel angelangt, gönnte sie sich nur kurze Ruhe, telegraphierte dann an Tris und begab sich

mit dem nächsten Zuge sofort nach Dieppe, gequält von disteren Ahnungen. Mit Schrecken dachte sie an den Mann, den sie suchte, an den Blick, den er ihr am Hochzeitmorgen zugeworfen, aus dem ihr die ganze unterdrückte Leidenschaft gedemüthigten Stolzes, die Wut der Enttäuschung entgegenleuchteten. War das nun seine hinausgeschobene, aber um so grausamere Rache? War es vielleicht nur eine List, um das Weib, dessen er sich schämte, abzuschütteln?

Es war spät, als Moira Dieppe erreichte. Voll nervöser, banger Angstlichkeit jedoch dachte sie nicht an Ruhe, wurde sich ihrer Müdigkeit nicht einmal bewußt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, fuhr sie zum Hotel de Ville, um dort dieselbe unangenehme Antwort zu vernehmen: Prinz Steinburg wohne wohl hier — so weit wenigstens war Moiras Nachfrage von Erfolg begleitet, aber er dimierte heute auswärts; wo, wußte niemand zu sagen, vielleicht im Kasino, ja, ja, sie wären fast überzeugt, daß er dort zu finden sei.

Zähneknirschend machte sich Moira wieder auf den Weg. Ihre schon ganz ermattete Jungfernschritte sie ins Hotel zurück. Mißvergnügt murmelte diese, daß es kein Wunder wäre, wenn ihre Herrin sich dabei den Tod holen würde, dieses Gerenn, diese Aufregungen! Noch nie hatte sie sie so gesehen! Wie eine Heilige in ihrer stillen Nische hatte Lady Bellingham bis jetzt gelebt, verschont von den Sorgen und Unbequemlichkeiten des Lebens. Diese ermüdenden, endlosen Wanderungen waren der ärgerlichen Jungfer ein Dorn im Auge, eine sehr unangenehme Ueberraschung.

Lady Bellingham bezahlte ihr Eintrittsgeld im Kasino; verwundert schaute ihr der Portier nach. Die gehörte nicht zu der Sorte, wie sie sonst hier aus- und einging, diese große englische Dame, in Schwarz gehüllt, mit blaßem, bekümmertem Gesicht und von vornehmem, gelassenem Auftreten. Moira kümmerte sich wenig darum, was er oder die anderen dachten; in ihr lebte nur der eine Wunsch, ihrem Liebbling den geliebten Mann zurück zu erobern. Durch eine kleine Seitentüre betrat sie den großen Saal, in dem petits chevaux in vollem Gange war. Hier nahe bei den Tischen, die in Kreuzform in der Mitte des Raumes standen, blieb sie stehen und schaute sich die Spieler genau an. Es war eine bunte Menge versammelt, die aber insgesamt froher und heiterer aussah, als die leidenschaftlichen Gäste Monte Carlos.

Vielleicht trug auch die kräftige, frische Brise am Strande das ihre dazu bei, die Wangen mit gesunder Röte zu färben. Sie schienen alle nur zu ihrem Vergnügen zu spielen und plauderten lustig miteinander, bis die Miniaturpferdchen ihr Rennen wieder begannen. Selten sah man ein ängstlich verzerrtes Gesicht oder leidenschaftliche Augen, die voll nervöser Spannung auf die herumwirbelnden Kugeln blickten, nur ganz vereinzelt Ausrufe hörte man, die bewiesen, daß des Spielers Herz voll banger Erwartung klopfte.

Es waren fast nur Engländer da, allerdings nicht die besten, vornehmsten Vertreter dieser Rasse, wenn auch einige schöne Frauen in auserlesenen, duftigen Sommertoiletten Englands alten Ruhm für Frauenschönheit und dessen erst kürzlich erworbenen für Eleganz und Chic bekräftigten.

Rudolf war nicht da. Moira kehrte um und ging kühn in den Saal, der für Baccarat reserviert war. Hier herrschte Ruhe und gespannte Aufmerksamkeit. Das Zieher, das alle Spieler ergriffen zu haben schien, sprach von der Wichtigkeit der Sache. Nur eine junge Amerikanerin verlor mit der größten Kaltblütigkeit horrende Summen. Nirgends aber konnte Moira die hohe Gestalt Steinburgs entdecken, sie wäre ihr sicher sofort in die Augen gefallen.

Plötzlich fiel ihr ein, was sie ihr im Hotel gesagt hatten. Sie durchschritt nun die ganze Flucht der Zimmer, bis sie den Speisesaal erreichte, in dem Musik und lautes Stimmengewirr erkante. Hier endlich fand sie ihn! Ganz nahe, zur Linken der Türe, durch die sie hereingekommen war, sah er an einem kleinen Tischchen mit zwei Damen.

(Fortsetzung folgt.)

Als noch Bismarck lebte.



Bismarck

„daß er sich zu den höchsten Aemtern qualifiziere, wenn er seine sichtlich Abneigung gegen alle Bureautätigkeit siegreich bekämpfen würde.“

Beinahe nicht wieder erkannt.

Fürst Bismarck reiste 1871 zu den Verhandlungen über den definitiven Frieden nach Frankfurt a. M. in Zivilkleidern. Als er in dem von früher her ihm schon bekannten Gasthose abstieg, erlaubte sich der Oberkellner die Bemerkung, daß er Se. Durchlaucht beinahe nicht wieder erkannt habe. „Ja, mein Vezier“, entgegnete der große Staatsmann, „den Herren Franzosen ist es ähnlich ergangen wie Ihnen, die haben uns auch erst erkannt, als wir die Uniform anhatten!“

„Niemals“.

Als Fürst Bismarck nach der Ablehnung seines Abschiedsgesuches, die von Seiten Kaiser Wilhelms I. mit dem bekannten Worte: „Niemals“ erfolgte, wieder Audienz bei dem Kaiser hatte, äußerte sich dieser, veranlaßt durch das durch Kränklichkeit und Alter motivierte Abschiedsgesuch, wörtlich dahin: „Ich bin viel älter als Sie und reite sogar noch.“ Worauf Bismarck erwiderte: „Ja, Majestät, der Reiter hält es immer länger an als das Pferd.“

Ich bin auch Schuster.

Von Albalbert von Blumenthal kaufte Graf Bismarck im Jahre 1867 die Güter Varzin, Muffow, Püdding, Misdow, Chomitz mit Charlottenthal. Die nächstgelegene Eisenbahnstation der Berlin-Danziger Bahn ist Schlawa. Bei Bismarcks erster Ankunft dort ereignete sich der nachstehende höchst komische Zwischenfall. Kaum aus dem Zuge gestiegen, erregte Bismarcks stattliche Erscheinung die Aufmerksamkeit der Passanten des Bahnsteigs, Bürgern des Städtchens, die zum Zeitvertreib dem Bahnverkehr zuschauten. Nachdem sich Bismarck auf einer Bank niedergelassen und sich seine Zigarre angezündet hatte, konnte ein wißbegieriger Schlawener Schuhmacher seine Neugierde nicht länger zügeln. Der brave Fußbekleidungskünstler näherte sich schüchtern dem Fremden, setzte sich auf das Ende der Bank und rückte leise näher mit der Frage: „Sie kommen wohl von Berlin?“ „So ist's. Wer sind Sie?“ „Ich bin der Schuhmacher Th. von hier — und mit wem hab' ich die Ehre?“ „Ich bin auch Schuster!“ „Schuster, ei der Tausend, was Sie sagen! Da haben Sie gewiß große Kundschaft in Berlin?“ „Ich danke, es geht!“ Doch bevor noch der Schuster seine Neugierde weiter befriedigen konnte, erschien ein Postbeamter und meldete dem Fremden ehrerbietig: „Erzellenz finden die Extrapost bereit.“ — Ganz bestürzt über seine Dreistigkeit einem so hohen Herren gegenüber wollte sich der ehrfame Pechkünstler geziemend entschuldigen, doch der Fremde ließ ihn nicht zu Worte kommen, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte: „Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, so besuchen Sie mich in meiner Werkstatt, Wilhelmstraße Nr. 76. Auf Wiedersehen!“

In Friedrichsruh.

Bismarck begegnete eines Tages unversehens mehreren jungen Damen im Parke von Friedrichsruh in dem Augenblicke, als sie Blätter abpflückten, um sich damit zu schmücken. „Aber meine Damen“, redete er die Ueberraschten an, „wenn jeder Besucher nur ein Blatt aus dem Garten mitnehmen wollte, würden hier bald nicht mehr Blätter übrig bleiben als Haare auf meinem Kopfe.“

Unser Bismarck.

Laß nicht den Bismarck sterben in dir,
 Bis es nicht her, das errung'ne Panier!
 Laß in Vergessens Erbärmlichkeit
 Nicht versinken die heilige Zeit,
 Die uns den Kaiser gab und den Vater:
 Wilhelm und Bismarck, seinen Berater.
 Siehst du die Feinde, hörst du sie flüstern,
 Wie sie die Feinde schleichend umflüstern?
 Strafe sie Lügen, mach' sie zuschand',
 Wolle dich selber, deutsches Land!
 Wolle dich selbst! Zwing' die Not!
 Bismarck war tot, ist nicht mehr tot!
 In deiner Seele, die sich erhebt,
 Steht er dir auf, kommt wieder und lebt,
 Kommt und ist da,
 Allgegenwärtig und nah' —
 Deutschland, dein Bismarck, er lebt!

Ernst von Wildenbruch.

Der eiserne Kanzler.

Zu seinem zehnjährigen Todestage am 30. Juli 1908.



Am vorletzten Julitag sind zehn Jahre verflossen, seit Otto von Bismarck, der deutsche Held und Einiger, die Augen zum letzten Schlummer schloß. Aus alter märkischer Adelsfamilie stammend, wurde Otto Edward Leopold von Bismarck am 1. April 1815 auf dem Familiengute Schönhausen (Bez. Magdeburg) geboren. Er besuchte in Berlin das Gymnasium und ging 1832 nach Göttingen, um dort Jura zu studieren; ein Jahr darauf setzte er seine Studien in Berlin fort. Nach absolviertem Examen wurde Bismarck 1835 Assessor und 1836 Referendar. Nach des Vaters Tode bezog er das Schloß Schönhausen, verwaltete das Gut und wurde daselbst Abgeordneter des sächsischen Provinziallandtages. In dieser Eigenschaft nahm er 1847 an der Vereinigten Landtag zu Berlin teil und zeigte sich hier als einer der energischsten Verfechter des konservativ-monarchischen Prinzips. Als solcher erregte Bismarck bald die Aufmerksamkeit der leitenden Preisse und so erfolgte im Mai 1851 seine Ernennung zum 1. Legationssekretär bei der preussischen Bundesgesandtschaft in Frankfurt a. M. mit dem Range eines Geh. Legationsrats; bereits drei Monate darauf wurde er Gesandter beim deutschen Bunde. Auf diesem Posten richtete sich sein Hauptstreben auf die Verständigung der beiden Großmächte Preußen und Oesterreich. Schon damals war es ihm klar, daß es dereinst wohl zu einer sehr ernstlichen Auseinandersetzung zwischen den beiden Staaten kommen müsse.

Wegen seiner antioesterreichischen Haltung wurde Bismarck 1859 von Frankfurt abberufen und zum Votschafter in Petersburg ernannt, wo sein Wirken vornehmlich der Kräf-

tigung des Friedens galt. 1862 von Rußland zurückgekehrt wurde er am 8. Oktober des genannten Jahres zum preussischen Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Schwer waren die Kämpfe im Inneren wie im Aeußeren, die Bismarck in dieser Stellung durchzufechten hatte. Zu erwähnen ist hier besonders der sog. „Verfassungskonflikt“ und der ständige Kampf gegen die Suprematie-Gelüste Oesterreichs. Noch einmal, im Jahre 1864, gelang es Bismarck, die Oesterreicher zu einem Zusammengehen mit Preußen zu bringen. Es war das in dem siegreichen dänischen Feldzuge. Dann mußte es zur Abrechnung mit dem Brudervolke kommen. Zu den Konflikten von außen kam der Kampf mit dem Parlament, das die Mittel zum Kriege verweigerte, im Innern.

Die Krone setzte Bismarck seinem Werke im Jahre 1870 auf, als er alle deutschen Stämme zusammenbrachte für den Krieg gegen den gemeinsamen gallischen Erbfeind. Auf Frankreichs blutgetränkten Gefilden reifte dann die Frucht des Bismarckschen Lebenswerkes: die Einigung der deutschen Stämme unter der repräsentativen Führerschaft Preußens. Nach dem siegreichen Kriege gegen Frankreich und der Annexion von Elsaß-Lothringen im Frieden zu Frankfurt a. M. (10. Mai 1871) begann die gewaltige Tätigkeit des nie rastenden Mannes, den sein König inzwischen zum



Grafen, später zum Fürsten gemacht hatte, als erster Reichskanzler des jungen Deutschen Reiches.

Den „eisernen Kanzler“ hat man ihn genannt; mit Recht: Kulturkampf und soziale Gesetzgebung sind Zeugen seiner Zielbewußtheit und Energie. So wirkte er bis zum Jahre 1889, in dem er sich auf sein Schloß Friedrichsruh im Sachsenwalde zurückzog. Hier schloß er am 30. Juli 1898 die Augen für immer. Die hohe geistige Bedeutung Bismarcks, seine eiserne Energie, seine imposante Gestalt und nicht zuletzt sein gewaltiges Lebenswerk haben dem „Reden aus dem Sachsenwalde“ ein unverlöschliches Gedächtnis im Herzen des deutschen Volkes gesichert. Dieses Geständnis heute wieder zu erwecken, ist uns eine teure und schöne Pflicht.

Los vom Korsett.

Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Frauenkleidung hat auch in den wenigen Ländern, wo sie überhaupt soweit Fuß fassen konnte, daß man im Gesamtbild der Damenwelt ab und zu ein sogenanntes „Reformkleid“ bemerkt, erwiesen, daß in der Praxis die Mode der Hygiene überlegen ist. Man mag sagen: leider! Denn wenn auch über die Frage der Schädlichkeit des Korsetts viel gestritten worden ist, dürfte diese doch kaum zu bezweifeln sein.

Nach einer Zusammenstellung der neueren Ansichten darüber, die in der „Allgemeinen Wiener Medizinischen Zeitung“ erschienen ist, wird vor allem in vielen Fällen die Neigung auf ein frühzeitiges Tragen des Korsetts zurückzuführen sein. Maßgebliche Autoren vertreten diese Ansicht, wenn auch gewiß nicht jeder Fall daraus erklärt werden darf. Daß mindestens sehr häufig durch das Schnüren Chlorose erzeugt wird, erhält

Dadurch eine Strafe, daß sie bei Männern überhaupt eine seltene Erscheinung ist, ferner, daß in Japan, wo trotz aller europäischen Tendenzen das Korsett nicht akzeptiert worden ist, die Bleichsucht fast niemals auftritt mit Ausnahme der Fälle, wo Japanerinnen vollständige europäische Kleidung angenommen haben.

Die nächste Wirkung des Korsetts ist eine Verhinderung der Zwerchfellbewegungen und damit der Zwerchfelfunktionen. Die Röntgenuntersuchung hat starke Verschiebungen des Zwerchfells nach oben nachgewiesen. Weit schlimmer ist der anhaltende Druck des Schnürleibs auf die Bauchorgane, der sehr bald eine Verschiebung der Eingeweide aus ihrer natürlichen Lage zur Folge hat. Auch kommt es, wie Dr. Groedel beobachtet hat, häufig zur Entstehung einer „chronischen Schnürfurche“.

Auch am Magen selbst tritt eine solche Schnürfurche, ähnlich wie an der Leber auf und soll die Entstehung eines runden Magengeschwürs begünstigen. Häufig bewirkt, wie von französischen Ärzten betont wird, das starke Schnüren die Entzündung des sogenannten Sanduhrmagens. Guillemin äußert darüber: „Diese Zusammenrückung kann beim Manne durch die Weste oder den Gürtel bewirkt werden, aber sie findet sich ungleich häufiger bei der Frau, wo das Korsett fast immer die Schuld daran trägt.“

Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen von Denningem, der in Württemberg über die Lageveränderung des Magens zahlreiche Untersuchungen angestellt hat, die fast durchweg dasselbe ursächliche Moment erkennen ließen. Er sagt darüber: „Es ist in Württemberg nicht selten, daß die Reisende mit einem schmalen Riemen zusammengehalten werden, und die Nachfrage bei den von mir Untersuchten ergab, daß von den 406 männlichen Personen, bei denen eine normale Lage des Magens nachgewiesen wurde, nur 16 einen Riemen trugen, während von den 172, die ausgesprochene Gastrophose hatten, 79, also nahezu die Hälfte, die Hüften mit einem um den Körper geschlungenen Riemen oder Strid festhielten.“ Von den 1173 untersuchten weiblichen Personen bestand bei 884, d. h. bei 75 v. H. ausgesprochene Gastrophose.

Wenn die Sonne brennt.

Das Schmelzen unter der glühenden Sonnenhitze erscheint uns gewöhnlich als eine solche Bein, daß wir es für unmöglich halten, daß es der Mensch in tosender Glut, wie sie in siedendem Wasser herrscht, aushalten könnte, und doch ist das sehr wohl möglich, wie die Untersuchungen von Gelehrten ergaben, ja es ist festgestellt worden, daß es der Mensch in einer Temperatur aushält, die sogar noch den Siedepunkt übersteigt. Das ist natürlich auf dem Wege des künstlichen Experiments erreicht worden. Man findet aber auch in der Natur gewaltige hohe Wärmegrade, denen der Mensch ebenfalls standhalten kann.

Zum Trost für alle diejenigen, die in diesen Tagen unter der sengenden Julihitze geschmacht haben, sei darauf hingewiesen, daß in Mittelaustralien an einzelnen Stellen die Wärme der Luft bis 46,6 Grad Celsius im Schatten und bis zu 65,4 Grad Celsius in der Sonne steigt. Unter 30 Gr. 50' südlicher Breite und 141 Gr. 81' östlicher Länge wurden eines Tages um drei Uhr nachmittags sogar 55 Grad Celsius im Schatten und 67,8 Grad Celsius in der Sonne gemessen. Bei so glühender Hitze ist es selbst den energischsten Forschungsreisenden nur in den seltensten Fällen möglich, eine Marschtour zu unternehmen. Nach einer in Hookers Himalayan Journal enthaltenen Mitteilung stieg das Thermometer im Himalayagebirge in einer Höhe von 10000 Fuß in der Sonne auf 55,5 Grad Celsius, wogegen die Temperatur des auf dem Boden liegenden Schnees 5,6 Grad Celsius Kälte betrug. Diese enorme Hitze ist aber nicht im Sommer, sondern im Dezember gemessen worden, und zwar schon um neun Uhr morgens.

Die Temperaturen, denen Menschen durch künstliche Experimente ohne Schaden ausgesetzt wurden, waren gleichfalls sehr hoch. Es stellte sich dabei heraus, daß der Mensch ohne üble Folgen für den Körper die Hitze eines Raumes aushalten kann, die hinreicht, um ein Ei zu kochen oder ein Beefsteak zu braten. Insbesondere haben die beiden englischen Forscher Wagnen und Chantrey nach dieser Richtung interessante Versuche gemacht, bei denen sie sich selbst als Versuchspersonen auszeichneten hatten. Diese zwei Gelehrten gingen in ihrem wissenschaftlichen Eifer so weit, daß sie in einen Backofen krochen, dessen Temperatur soeben allmählich erhöht wurde und die tapferen Forscher stellten nun an sich selbst in dem glühenden Backofen fest, daß sich der Mensch

noch in einer Temperatur aufhalten kann, die bedeutend höher ist als der Siedepunkt des Wassers.

Es mag seltsam erscheinen, daß eine so große Hitze den Körper der beiden Gelehrten nicht zerstört, aber die Forscher geben für die erfreuliche Wohlerhaltung ihres Leibes und damit ihres Lebens die Erklärung, daß die größte Hitze die Temperatur des menschlichen Körpers nicht erhöht, sondern bloß den Aggregatzustand seiner Bestandteile ändert. Die Hitze treibt das Wasser des Körpers energisch durch die Poren der Haut und verwandelt es hier in Dampf. Dadurch wird die Wärme verbraucht und in Energie verwandelt. Auf diese Weise wird der Ueberfluß an Wärme aus dem Körper, ohne diesen zu schädigen, entfernt. So viel haben aber die Gelehrten zugeben müssen, daß ihre Situation während des Studiums im Backofen nichts weniger als gemächlich war.

Dies und das.

□ Ein Opfer der Damenhutmode. Aus einem Wiener Gerichtssaal berichtet das „Neue W. Journal“ folgende niedliche Sache: Die Private Frau Abele Ost wurde am 28. Mai ein Opfer ihres großen, blumengeschmückten Strohhutes modernster Fassons. Als sie nämlich in der Märzstraße vor dem Gespann des Sauerträncklers Johann Hod vorüberging, hielt das gefräßige Köhlein die vielen Strohblumen des Hutes für echt und schnappte danach. Um den Hut zu retten, fuhr sie mit der Hand nach dem Kopfe — da biß das Pferd in ihre Hand und verletzte sie. Gestern erschien der Eigentümer des Pferdes, Herr Hod, vor dem Fünfhauser Strafrichter, Sekretär Dr. Schorr, unter der Anklage, daß allerdings nicht bißige Pferd unbeaufsichtigt auf öffentlicher Straße gelassen zu haben. Er bezeichnete das Tier als gutmütig und lammfromm, an dem Malheur sei nur die „narische Hutmode“ schuldtragend, beim Anblide des vielen „Futters“ am Hute habe das Roß Appetit bekommen und da es futterneidig sei, die Dame in die Hand gebissen. Diese verzichtete auf Schadenersatz. Der Richter verurteilte Hod zu zehn Kronen Geldstrafe.

□ Das unsymmetrische Gesicht. Daß die ungleichmäßige Ausbildung der beiden Hälften im menschlichen Gesicht nicht, wie Lombroso behauptet hat, ein Zeichen der zunehmenden Entartung des Menschengeschlechts, sondern ein durchaus normales, charakteristisches Kennzeichen darstellt, hat Dr. N. Liebreich in Paris durch Untersuchungen an Tausenden von Schädeln aller Zeiten und aller Rassen festgestellt. Die Schädel der ägyptischen Mumien, der japanische Typhus, die afrikanische Rasse, sie alle zeigen, wie einem Bericht der Rundschau zu entnehmen ist, die gleichen Merkmale der Gesichtssymmetrie; selbst an antiken Bildwerken wie z. B. der Büste des Kaisers Claudius, ist dies beobachtet. Der rechte Backenknochen nähert sich meist in seinem vordringenden Teil einem rechten Winkel, während der linke eine offenere Krümmung besitzt und nach hinten gebogen ist; daraus ergibt sich ein Unterschied in der Form und Lage der Ränder beider Augenhöhlen. Ferner ist der obere Kinnbogen nach rechts verschoben, während der links eine Abplattung besitzt. Diese Asymmetrie, die in 97 Prozent der Fälle beobachtet wurde, die aber bei Lebenden durch Haut, Fett und Muskeln einigermaßen verdeckt und modifiziert wird, wird von Liebreich durch den Druck erklärt, den das Becken der Mutter während des letzten Abschnittes des Embryonallebens auf die Wange des Fötus ausübt.

□ Bäder in alter Zeit. Eine sehr merkwürdige Einrichtung besaß das Mittelalter in Freibädern, die testamentarisch für Arme und Bedürftige bestimmt waren und deshalb den Namen „Seelbäder“ führten. In den meisten derartigen Bädern, die an Klöstern und Wallfahrtsorten bestanden, wurde den Leidenden die Beihilfe frommer Schwesternschaften zuteil. Außer diesen „Seelschwestern“ nahmen sich aber auch hochgestellte Personen der Kranken an. Berühmt ist das Beispiel der heiligen Elisabeth von Thüringen, die ihr Leben völlig in den Dienst der Leidenden stellte. In ähnlicher Weise ließ die Gemahlin König Heinrichs 1. I. thibis, jeden Sonnabend Bedürftige und Reisende haben, die sich nicht selbst dabei die Dienste einer Bedienten verrichten. War nicht selten wurde diese auch von unger anerkannte Wohltätigkeit der Klöster durch Betrüger, die auf die reiche Wegzehrung spekulierten, gemißbraucht.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lenhold in Wiesbaden.